

(Nachdruck verboten.)

9) Brennende Liebe.

Eine Geschichte aus der Eifel. Von Klara Viebig.
(Schluß.)

Überall hörte die Witwe Driesch von guter Zeit reden. Es trieb sie jetzt auf die Gasse. Wo zwei, drei zusammenstanden, machte sie sich heran — sprachen sie vom Wilhelm? Ach nein! Enttäuscht fuhr sie zurück, um weiter zu laufen, ruhelos an den Häuten entlang zu streichen, das Ohr lauschend an die kleinen Fenster geneigt. Drinnen Lachen und Tellergeklapper, tiefer Männerdaz, Weibergeträtsch und Kinderkreimen. Aber vom Wilhelm hörte sie nichts. Ihre Augen, die keinen Schlaf mehr fanden, wurden trüb und rot und schauten wie durch einen Nebel. Weit entrückt schienen ihr die Nachbarn und das Dorf, und alles, was ihr bisher vertraut gewesen war. Sie sah nur deutlich den Weg, auf dem ihr Sohn bald kommen würde — ja, kommen mußte!

Die Weiber schauten ihr mitleidig nach, wenn sie, den hageren Rücken gebeugt, das graue Haar unordentlich unter der Kappe hervorstängend, mit ihrem Eimer zum Brummen schlich. Aber sie wich jetzt scheu den neugierigen, halb teilnahmsvollen Grüßen aus — was wollten die Weiber mit ihrem dummen Guden? Nein, sie brauchte jetzt keinen Menschen mehr, sie verlangte nach niemandes Wort — ihr Sohn sollte wiederkommen, den wollte sie wiederhaben! In Trotz und Pein kniff sie den Mund fest zusammen und zwang die Frage, die sich ihr trotzdem immer herausdrängen wollte, nieder. Warum fragen?! Selbst die Heilige, vor deren Altar sie die Steinfleusen mit ihrer Stirn schenerte, gab ihr die Antwort, die einzige, die sie haben wollte, nicht. —

Am Sonntag abend klang vergnügtes Töhlen aus der Scheune. Drei saßen die Männer des Dorfes. Schade, daß einem heutzutage der Sonntag dazwischengekommen war, sonst hätte man das letzte eingekriegelt! Nun mußte man morgen noch einmal hinaus. Aber: alle Mann heran und die Weiber und die größeren Kinder auch, selbst die Alten durften sich morgen nicht drücken, und dann — juchhei! — dann war's für dies Jahr geschafft!

Auf der Straße spielten die Kinder. Gerade vor der Witwe Driesch's Haus hatten sie sich niedergelassen; die zwei Feldsteine, die als Stufen zur Haustür führten, waren so bequem, um „Schinkelches“ darauf zu spielen, oder auch nur, um da zu hocken — die Hände um die hochgezogenen Knie gelegt, die Gesichter aufwärts gehoben — und mit gellenden Stimmen in den Insekten durchsurrten warmen Abend hinaus-zuschreien:

„Höwerlink, komm,
Schlaa mer de Dromml!“

Fest hielt die alte Kathrein ihre Tür und das Fenster geschlossen; der Därm der Kinder tat ihr weh. Sie saß beim Herd, den Kopf mit einem dicken Tuch umwunden, aber sie hörte das Geschrei doch.

„Höwerlink, komm!“

„Wilhelm, komm!“ Beide Arme erhebend, streckte sie die zitterigen Hände bittend in die Luft. Auch heute war er nicht gekommen. Jesus Maria, wo er nur so lange blieb?! Sonst war er viel länger fort gewesen, ein ganzes Jahr, Jahre, nie hatte sie so nach ihm verlangt — da war es ihm ja auch gut gegangen, — aber jetzt, wie ging es ihm jetzt?! Eine furchtbare Ungewißheit peinigte sie. Sie hatte noch nie ein Bittchen gesehen, und von denen hier herum war auch noch keiner darin gewesen. Ob er da auch satt zu essen kriegte, ob er auch da nicht fror? Wer strich ihm da den Schädel, wenn er das Kopfwel hatte?!

„Höwerlink, komm!“

Das Schreien der Kinder schaffte ihr fast körperliche Qual. Zum Fenster humpelnd riß sie's so heftig auf, daß es fast aus seinem verquollenen Rahmen fiel, und schrie hinaus:

„Maacht Euch fort hei, maacht!“ und drohte mit der Faust.

Verdutzt standen die Kinder: das waren sie sonst nicht gewohnt, daß man sie hier fortjagte. Das Kleinsten hing an

zu weinen; aber des Heids Bittchen von nebenan, sich in der Nähe des Vaterhauses sicher fühlend, streckte die Zunge heraus und schrie, in die elterliche Tür retirierend:

„Mordbrenner, Mordbrenner, Eier Wilhelm es en Mordbrenner, dön gieft gehänkt!“

„Gau, dön gieft gehänkt,“ heulte die Kinderchar und stob nach allen Seiten.

Wortlos blieb die Frau; die drohende Faust noch immer erhoben, stand sie am Fenster. „Mordbrenner — Mordbrenner — dön gieft gehänkt“ — das heulte ihr in den Ohren. Gehängt?! Ein Schauer überlief sie. Sie würden ihrem Wilhelm doch nichts zu leid tun? Mordbrenner — der war doch kein Mordbrenner! Es war zum Lachen — Kindergeschwäh! Aber plötzlich ergriff sie eine Todesangst: hatte nicht der Gendarm damals, als er ihn wegholte, auch etwas von „brennen“ gesagt?! Sie hatte nie mehr daran gedacht, aber nun fiel es ihr ein — — „Brand hat er angelegt, der Schubjack“ — wirklich, es war zum Lachen!

„Gahahahaha!“ Sie lachte — ein tolles Lachen — bei dem sie den Oberkörper zum Fenster herausbog und sich die stehenden Seiten hielt.

Dann schloß sie das Fenster; es war Zeit, zu Bett zu gehen. Aber es graute ihr in der grenzenlosen Einsamkeit ihrer Stube — vor was? — das wußte sie selber nicht. Wenn sie nun einmal den Nachbar zur Linken aussuchen würde? Zum Heid hatte sie noch das meiste Vertrauen — der war ein gesekter Mann, kam auch mal in die Fremde, bis gen Wanderingheid und Daun war er schon gewesen. Fragen wollte sie ihn: was denn sein Peter damit gemeint habe: „Mordbrenner“ und „dön gieft gehänkt?!“

Schwerfälligen Tritts schlurte die Alte zur Hintertür hinaus in ihr Gärtchen. Sie trampelte durch ihr Kartoffelbeet, das sich längs des Zaunes fireckte, achlos, daß sie von den Stauden knickte.

„Gäh, Josef, pst!“

„Jao — wat dann?“ Der Heid hatte gerade das Vieh gefüttert; nun kam er aus dem Stall, in Hemdsärmeln, den bunten Schläps und den gestreiften Kragen, vom Besuch im Wirtshaus her, noch um. „Jao, wat wollt Ihr dann?“ Es klang nicht sehr einladend.

Aber sie hatte dessen nicht acht. Beide Arme auf den Zaun legend, beugte sie sich zu ihm hinüber, ganz dicht. Und vertraulich sprach sie, so leise, als ob sie fürchtete, das Kartoffelkraut zu ihren Füßen und drüben der Nachbarin Bohnen könnten es hören:

„Saot, Josef, — Mordbrenner — wat es damit gemeint? Un — hänken — gieft heutzudag dann noch jemand gehänkt?“

„Waurum?“ Er guckte sie betroffen an.

„No, Eier Bittchen saot doch, dön Wilhelm — dön Wilhelm —“ nun kam wieder die ungewisse Angst vor unsagbar und unverständlich Schrecklichem über sie, daß sie 's kaum herausbrachte — „dön saot, dön Wilhelm, mein Wilhelm gieft gehänkt! Oh, saot doch —“ verzweifelt faßte sie nach des Mannes Händen — „saot, wann kömmt hän redur? Se duhn ihm doch neist?!“

„Su, jao.“ — Heids Josef rieb sich die Nase und kratzte sich dann hinterm Ohr — „dat kann mer net für gewiß saon. Dön Wilhelm sikt eweil in Unnersuchungshast un die Hähren pisaden ihm. Die kriehn et schon's eraus, dan hän dat Feuer angestoch haot!“

„Wat for en Feuer?“ Sie machte die Augen weit auf. „No, hei dat Feuer im Dorf! Et haot doch in eins fort gebrennt, bal hei, bal dao — oh, duht doch net esu, als ob Ihr dat net wüßt! un seit Euer Wilhelm sikt, duht et doch net mieh brennen, kein einzig Mal mieh. Dat es doch siehr verdächtigt!“

„Verdächtigt — verdächtigt!“ stotterte sie.

„Jao, saot sälwer, es et dat net? Paacht uf, Ihr gieft aach noch verhört. Un mir all, als Zeugen. Dön Wilhelm haot et gedahn, duh es kein Zweifel dran. Sons hätt' et doch als längs emaoel widder gebrannt. n' Nowend!“

Er ließ sie stehen und sprang, mit ein paar großen Sähen seine Beete überhüpfend, dem Hause zu, froh, ihr entronnen zu sein.

Sie rief ihm nicht nach; sie sagte kein Wort. Wie verächtet stand sie, ihre Hände umklammerten die Zaunpfosten.

Kalter Schweiß lief ihr über den Körper, und ein schreckliches Frösteln schüttelte sie. Ihr Sohn, — ihr Wilhelm — der war — der sollte — ja, was hatte er denn eigentlich getan?!

Es war ihr, als hätte sie einen Schlag vor die Stirn bekommen; sie konnte sich auf einmal gar nichts mehr klar machen, nur das wußte sie: ihr Wilhelm mußte bald kommen, bald kommen und denen da die Mäuler stopfen!

Stöhnend wandte sie in ihre Hütte zurück. Da war es jetzt ganz Nacht, nur das Feuer im Herd warf glimmende Scheine. Der schwarze Kater schnurrte, sie nahm ihn auf den Schoß und strich ihn, daß sein Fell Funken sprühte. Er schnurrte immer lauter und lauter, wie ein Spinnrad — in ihrem Kopf sah das Rad.

Es drehte und drehte sich: Nordbrenner — ihr Wilhelm war kein Nordbrenner — gehängt — ihr Wilhelm wurde nicht gehängt — der Gendarm, der Heid waren Esel — es hatte im Dorf gebrannt — seit er fort war, brannte es nicht mehr im Dorf — die Herren würden ihn pfeifen, es schon herauskriegen — nein, ihr Wilhelm war kein Nordbrenner, ihr Wilhelm wurde nicht gehängt — der Gendarm, der Heid, die Herren vom Gericht, alle waren Esel — nein, ihr Wilhelm war kein Nordbrenner — aber wie, wie das ausweisen?!

Mit einem Schrei fuhr sie auf. Ihr Wilhelm war unschuldig, ganz unschuldig, sie, seine Mutter, konnte es beschwören! Aber wer — wer glaubte ihr?!

„Heilige Maria, Modder Gottes, erbarm dich! Ich brennen dir en Kerz an — esu hell, esu hoch! — hän es unschuldig! Hilf, erbarm dich, heilige Maria, Modder, hilf!“

Sie lallte und schluchzte und rang die Hände. Auf den Knien rutschte sie durch die Stube und schlug die Stirn auf den Estrich. Was sollte sie anfangen, wie konnte sie's ausweisen, daß ihr Wilhelm nicht der Brandstifter war?!

Die Nacht flog dahin, schon krächten die Gähne, bald würde der Morgen rot ins Fenster schauen. Was sollte sie tun, wie sollte sie ihm helfen?!

„Heilige Maria, voll der Gnaden, gegrüßet seist du! Ich gelowen dir —!“

Es hatte im Dorfe gebrannt, nun der Wilhelm im Kitchchen sah, brannte es nicht mehr, aber wenn — ihre Augen wurden plötzlich ganz stier, mit einem tiefen Atemzug riß sie die gefalteten Hände auseinander, ihre Lippen hörten auf zu murmeln, sie packte sich an den Kopf und drehte sich herum wie im Wirbel und wurde dann plötzlich ganz ruhig; durch das Dunkel ihres zermarterten Kopfes schoß eine Erleuchtung — wenn es nun, doch wieder brannte?!

Sie waren alle auf den Feldern weit draußen. Selbst die Alten und die Kinder waren mit ausgezogen. Die Kinder, vor den Gespannen her hüpfend, den weißen Staub des Weges aufwirbelnd; die Alten, nachschlurfend, in der Gotte den Säugling, oder den Laib Brot und den Kaffeekrug.

Nur das ruhende Mähen einer Kuh, die mit vollem Euter im Stalle stand, das unzufriedene Medern einer Ziege, die man beim Haus angepflockt hatte, das wütende Brungen eines Schweins, das gern dem heißen Koben entweichen wäre und sich draußen gewälzt hätte, belebten dann und wann die Totenstille des Dorfes.

Noch war es nicht Mittag, aber schon lastete die Sonne schwer, ihre Strahlen hatten förmlich Gewicht; sie drückten alles in den Gärten nieder: die rankenden Bohnen, die breitblättrigen Rüben, das in der Dürre herblich-fahl gewordene Gras. Die zwei enggedrängten Reihen der Häuschen pusteten einander Hitze ins Gesicht; sie waren wie die Backöfen. Alles Gebäl, von Fichtenholz gezimmert, die Türen und Fensterrahmen schwihten Harz aus und sperrten, ausgetrocknet bis ins innerste Mark, sich in klaffenden Fugen. Mitunter kam ein Windstoß; aber er brachte keine Kühlung, er wirbelte nur Staub auf, und die Luft ward dicker wie vorher. Echtes Erntewetter; der blaue Himmel, leicht angegraut vom staubigen Dunst der mehligten Felder, angeraucht vom heißen Obem der dampfenden Erde.

Aus den Schornsteinen der verlassenen Hütten kräufelte sich kein Rauch; heut kam niemand um Mittag heim, heut ruhte man erst abends, wenn das letzte Korn drinnen war. Sorgsam hatten die Hausfrauen vorm Fortgehen das Feuer im Herd gelöscht, mit Wasser die etwa noch schwelende Glut ausgegossen.

Nur bei der Witwe Driesch rauchte es. Sie war die Ängige, die daheim war; und sie hatte Feuer im Herd wie

immer. Ein großes Feuer. Wollte sie Kuchen backen? War der Sohn heimgekommen, daß ihr Schlot so rauchte? Dicke graue Dampfswolken quollen aus dem Schornstein und legten sich schwer übers Dach. Und jetzt tat sich die Tür auf, die Hintertür, bei der das Reissig lag; die Driesch kam heraus, in der einen Hand die Dose mit Streichhölzern, in der anderen die Petroleumflasche. Sorgsam goß sie den letzten Rest über die dürre Reissigwelle aus, ein Zündhölzchen strich sie an — hei, die ganze Schachtel fing mit Feuer, sie ließ sie fallen, und die jähe Flamme beleckte gierig das petroleumgetränkte Geizweig.

Mit großen Augen stand die Alte dabei und sah's brennen. An der Hauswand reckte sich rasch die Flamme empor — knack — schon sprang das Hinterfensterchen von der Sise. Schreiend fuhr der schwarze Kater heraus und jagte mit versengtem Fell ins Weite.

Auch sie ging jetzt davon, langsam, Schritt für Schritt, blieb oft stehen und sah zurück: würde das Feuer auch nicht wieder verlöschen? Eine Angst kam sie an. Hatte sie am Ende nicht sorgfältig genug die im Herd geschürte Reissiglut herausgerissen und in der Stube herumgezerrt? Und Stroh darauf geworfen und petroleumgetränkte Lappen? All ihr wollenes Zeug, ihr schwarzes Kirchenkleid und das Tuch — noch ein Geschenk von ihrem Mann selig — hatte sie deswegen in Fetzen gerissen. Hatte sie etwa nicht brennende Hölzer genug ins Bett gesteckt, zwischen die Federn der aufgeschnittenen Kissen?!. Doch, doch! Das Bett hatte schon wie eine Fackel gebrannt, als sie aus der Hintertür herausgetaumelt war, halb erstickt, mit vor Rauch blinden Augen. Ja, ja, sie durfte ruhig sein, es würde schon genug brennen, es würde eine Flamme geben, die alle sahen!

Etwas rascher schritt sie weiter. Auf den Anger wollte sie hinauf. Am Bergkopf oben, da würde sie am besten sehen, wie das Feuer höher und höher stieg, wie es das Dach ergriff, das ihr Mann selig zur Hochzeit neu gedeckt, wie es das Haus verzehrte, das der Großvater selig einst gebaut hatte!

Wenn nur niemand zu früh nach Haus kam, wenn die Hütte nur erst recht, recht toll brannte!

Sie heunruigte sich noch immer. Durch das Lannenwäldchen gedeckt, war das Dorf jetzt ihren Blicken entzogen. Brannte es auch noch, brannte es auch wirklich noch?!

Sie rannte und leuchte bergan. Nur herauf zum Anger, voran, oben, da konnte sie sehen, da —

„Ha!“ Ein langgezogener Schrei wahrwüthiger Freude entstieg gellend ihrer Brust. Da lag das Dorf ihr zu Füßen. Eine Rauchwolke lagerte dick über ihm. Aber jetzt, jetzt — ha! — jetzt schoß es rot aus der Wolke! Sie teilte sich, ein wirbelnder Wind blies darein, feurige Zungen leckten empor, riesengroß, freudenhell, und leckten nach rechts und leckten nach links und stießen zusammen, vereinigten sich, flossen ineinander über, und wurden noch länger, noch breiter, wurden zu einem feurigen Band, das sich immer mehr und mehr entrollte, schnell abwickelte wie von einem Knäuel.

Weit aufgerissenen Auges stierte die Frau: Jesus, das war ein Feuer — das war ein Feuer!

Es war längst nicht mehr die Hütte der Driesch allein, die da brannte. Von Dürre und Sonnenglut ausgetrocknet, waren die Strahldächer aufgestoßen gleich Zunder. Jetzt brannten der Hütten schon vier, fünf. Aber noch nicht genug hiermit, der Wind machte sich dahinter und blies die Flammen an. Die eine ganze Reihe des Dorfes hinunter legte der Brand: mit gespenstiger Eile sprangen Flämmchen von Giebel zu Giebel. Die Matten, von geschäftiger Hand zusammenengerollt, krepelten sich die Strohdächer um, erst senkten sie, erst schmolten sie, aber dann — hui — das totreife Getreide, jedes Korn ein Funke, pufste wie Pulver in die Höhe und sprühte Feuergarben in die Luft. Ein stinkender Rauch stieg zum Himmel empor und verdunkelte den Tag; aus den Ställen tönten die verzweifelten Stimmen der eingesperrten Tiere.

Kathrein Driesch hörte nicht das Jammergebrüll der Verbrennenden. Sie hörte nicht das Geschrei, das plötzlich, hinten weit, von den Feldern her, wie im Alarm zu ihr drang. Sie hörte nicht das Krachen von Balken und Mauerwerk — sie sah nur. Sah, triumphierenden Blickes, ein wildes, wogendes Flammengelümmel, eine Glut, riesengroß, den Sonnenglanz löschend mit ihrem Rot, eine Fackel, riesenhoch, vom Wind geschwungen, lodernnd himmelan.

Die Mutter fiel in die Kniee nieder auf den Anger, auf das grüne Weideland der Herde und breitete ihre Arme weit

und schlug sie wieder zusammen, als brücke sie schon jemand an die Brust, und weinte und lachte und hob die zitternden Hände hoch empor über ihr graies Haupt und schrie lauter als die hundert Stimmen der herbeistürzenden Dörfler, schrie's hinein ins Angstgebrüll der Tiere, ins Stürzen der Balken, ins Prasseln der Flammen:

„Mein Wilhelm! Erweil kommt hân!“ —

Große Berliner Kunstausstellung 1905.

Immer wieder öffnet der große Kunstpalast am Lehrter Bahnhof seine Pforten, und immer wieder wundert man sich über die Festigkeit und dauernde Gewohnheit, die diese Institution erhält. Es läßt sich ohne viel Uebertreibung sagen, daß der Geschmack des Publikums, das sich überhaupt mit Kunst beschäftigt, den Künstlern, die hier ihre Werke ausstellen, weit voraussetzt. Man meint sich um zehn Jahre zurückverlegt, wenn nicht mehr. Es ist auch immer dieselbe Mischung. Nur tritt jetzt das militärische, das patriotische Hurrabild etwas in den Hintergrund. Dafür erscheinen aber um so schlimmere pseudo-moderne Sachen, die mit unangenehmster Aufdringlichkeit sich vordrängen. Ueberhaupt ist zu bemerken, wie in dem Gängen der Bilder, der Bespannung der Wände die Ausstellungsleitung von der modernen Kunst abguckt, mit welchem Erfolg freilich, das sieht man in dem Skulpturensaal, wo ein dunkelblauer Bodenbelag und ebensolche Wandbekleidung die Augen aufs größte verlegt.

Es muß betont werden, daß eine solche Leitung das Ansehen Berlins in künstlerischer Beziehung aufs empfindlichste schädigt. Die „Große Berliner Ausstellung“ ist kein Zummehplatz für alternde Talente. Wie im „Künstlerhaus“ gilt hier Konnexion und Liebedienerei, und nicht künstlerische Qualität. Es gibt viel mehr ernste und tüchtige Arbeiten in Berlin, als diese Ausstellungen am Lehrter Bahnhof uns glauben machen. Wozu ist denn noch eine Jury da, wenn sie so offensibaren Schand passieren läßt, bloß weil wir in offiziellen Kreisen besamter Name daran steht? Was soll man von einer Jury denken, die Bilder serviert, die selbst die „Gartenlaube“ nicht mehr bringen würde? Wie traurig ist das Resultat, das man durch all diese Sälle geht und nirgends ein Bild sieht, das direkt Genuß und Freude gibt! Man schleppt sich hindurch, alles kommt einem bekannt vor, man hat es tausendmal gesehen und man freut sich, wenn es zu Ende geht, mit dem Gefühl des Granens, noch einmal diese Sälle durchwandern zu müssen.

Natürlich ist es klar, daß kein Platz für neue Talente bleibt, wenn den Alten immer wieder in gänzlich unkritischer Weise der breitetste Raum gegönnt wird. Dann betrachte man diese Ausstellung als Filiale des Künstlerhauses, als allgemeine Ablegeplätze, aber mache dem Publikum nicht weiß, daß ihm hier eine sorgfältig gefächerte Auswahl geboten werde! Man verbreite auch nicht Nachrichten in der Presse, als wäre die Sichtung eine strenge gewesen, so und soviel Bilder seien zurückgewiesen. Wenn die Herren Gastgeber sich selbst am breitetsten machen, bleibt natürlich kein Platz für die Gäste. Dann durch eine Manipulation, wie die Meldung von den vielen Zurückgewiesenen die Meinung suggerieren wollen, das Gebotene wäre nun das beste, streift sehr nahe das Gebiet dessen, das nicht erlaubt sein sollte. Es ist zehn gegen eins zu wetten, daß sich aus den zurückgewiesenen Bildern mit Leichtigkeit eine Auswahl treffen läßt, die die „Große Berliner“ an Geschmack übertrifft.

Unter diesen Umständen machen die beiden Sälle der Illustratoren den lebendigsten Eindruck. Hier hängen Originale der Jugend. Auch die Schwarz-Weiß-Ausstellung hat ein gutes Allgemeinbeu und zeigt manche interessante Arbeit. Anton von Berner hat es sich nicht versagen können, einer ganzen Reihe sich zu bemächtigen. Die Räume, die für die Architektur bestimmt sind, sind noch nicht fertig. Einzelne feine Arbeiten zeigt die Kollektivausstellung A. von Aits (Wien). Von Professor Prell sind die Kartons zu den Malereien im Treppenhaus des Albertinums zu sehen und machen hier in der Skizze einen ebenso deprimierenden Eindruck wie die ausgeführten Gemälde in Dresden. Die Münchener Künstlergenossenschaft und die Luitpold-Gruppe haben ein frischeres, solideres Aussehen. Auch die „Eibier“ (Dresden) geben einige bessere Bilder her. Die Kollektivausstellungen Starbina, Hamacher, Herrmann bieten keinen neuen Eindruck, und es erscheint daher nicht gerechtfertigt, daß diese Künstler mit ihren längst bekanntesten Bildern anderen den Raum wegnehmen. Prof. Jacob gibt in einem Saal Erinnerungen an Alt-Berlin. Prof. Artz. Volkman, der in Rom lebt, stellt Skulpturen und Gemälde in reichster Anzahl aus, die sich alle gleich sehen, eine einzige Arbeit würde genügen. Schlimm sind auch die Düsseldorfser.

So ist der große Vergnügungspark wieder eröffnet, rechtzeitig, damit noch das Osterfest gefeiert wird. Einen hilflosen Eindruck macht das Plakat. Ein schlecht gezeichneter Bär tappt umher. Mit Rosenguirlanden überworfen. Auf ihm sitzt ein unglücklicher Knabe mit roten Flügeln, klein, zwerghaft und püppig. Soll das eine symbolische Darstellung der hier verzapften Kunst sein?

Natürlich auf Goldgrund, damit mit Materialkosten renommirt werden kann. Dazu mußte eine Preiskonkurrenz ausgeschrieben werden, damit so etwas herauskommt! Zwei Künstler sind die Verfertiger dieses Plakates.

Die wenigen besseren Bilder herauszufinden, die lokalen Unterschiede der Gruppen München, Dresden, Berlin anzudeuten, wird nebst einer Skizzierung der Tendenzen in der Schwarz-Weißkunst Aufgabe einer späteren kritischen Betrachtung sein, die auch die Plastik und Architektur berücksichtigen wird. — Ernst Schür.

Kleines feuilleton.

e. Kiefätig, — midrig. „Wat unse Lene is, die is immer sehr kiefätig gewesen, deswegen hat se von jeher ooch man midrig ausgehien“, sagte Frau Schulze in einem Gespräch über ihre Kinder.

Wenn der hier ausgesprochene Gedanke auch logisch nicht ganz richtig ist, — denn die Lene ist überhaupt wohl nicht gesund und kräftig und daher die getadelte Kiefätigkeit — so werden wir in ihm doch auf zwei vielgebrauchte Volkswörter aufmerksam gemacht, über die sich selten jemand Rechenschaft zu geben vermöchte.

Kiefätig bedeutet bekanntlich mäkelig und wählerisch im Essen und Trinken. Das Wort hat drei Bestandteile, kief, et und die Endung ig. Dem ersten Bestandteil kann man noch heute in der gewählteren Prosa in dem hier und da vorkommenden erkiesen, erlor, erloren begegnen. Hiermit hängt auch Kur in den Wörtern Kurstüft, Kurwürde usw. zusammen. Das einfache Verbum kiesen ist uralt, im Gotischen lautet es kisan, im Althochdeutschen cheosan, kiosan, im Mitteldeutschen kiosan, im Altenglischen coosan, im Neuenenglischen chooso und heißt: wählen, auswählen.

Den zweiten Bestandteil findet man im niederdeutschen eten, essen. Man mühte also eigentlich kiefetig sprechen und schreiben, aber an manchen Stellen Deutschlands wird das lange e fast so offen wie ä gesprochen. Man sagt also äten statt eten. Jetzt wissen wir genau, was kiefetig bedeutet, und mancher ist vielleicht erstaunt, daß er nicht schon lange das ihm bekannte Wort eten darin geahnt hat.

Das die Kiefetigkeit in manchen Fällen hervorrufende midrige Wesen, die Midrigkeit, findet ihre Erklärung in dem niederdeutschen Wort Mid, womit jedes Hausgerät, das nicht mehr fest ist und zusammenzubröckeln droht, bezeichnet wird. In der Literatur kommt es in dem Ablautspiele Mid und Mad vor. Die Redensart Mid und Mad bedeutet Durcheinander, Gemenge, deren zweites Wort an das Tätigkeitswort mengen erinnert.

Da loben sie den Faust und was noch funsten
In meined Schriften braust zu ihren Gunsten;
Das alte Mid und Mad, das freut sich sehr!
Es meint es Pumpenpad, man war's nicht mehr!
Goethe 56, 113.

Midrig bedeutet unbeherrschlich, krüppelhaft, gebrechlich, schwächlich, auch wohl kritig, wenn man von der Handschrift spricht. —

Theater.

Schiller - Theater O. „Gyges und sein Ring“. Tragödie in 5 Akten von Friedrich Hebbel. Die Aufnahme des Stückes war ähnlich der, die es vor ein paar Jahren im Schauspielhaus fand. Der Beifall klang etwas lauter wie damals; aber er hatte doch auch wohl nur den Charakter einer schuldigen Respektbezeugung, war nicht der Ausdruck einer inneren Ergriffenheit. Trotz all der poetischen Kostbarkeiten, die Hebbels bildnerische Sprachkunst verschwenderisch hier ausstreut, trotz der edel einfachen Architektonik des dramatischen Baues, zwingt diese Dichtung die Seelen nicht in ihren Bann oder vermag sie doch nur kurze Zeit darin zu halten. Indem Hebbel alle Motive, außer der beleidigten Schamhaftigkeit, aus dem Handeln Rhodopes ausschaltet, sie darstellt als eine, die ursprünglich mit uniger Hingabe an dem Gatten, einem hochherzig ritterlichen Manne, hing, schafft er Bedingungen, unter denen die blutige Rache der Beleidigten dem unbefangenen Gefühl nicht mehr als glaublich, geschweige, was doch der Dichter wollte, als tragische Notwendigkeit erscheint. Daß Gyges, der die Königin durch die Schuld ihres Gemahls in ihrem Schlafgemach gesehen, zur Sühne den König töten und sich ihr vermählen soll, dies Verlangen Rhodopes — noch mehr aber die Unterwerfung der beiden Männer unter ihren Entschluß, gleichsam als unter eine heilige Entscheidung — dieser ganze Zusammenhang, wie er sich in den letzten Akten zuspielt, kann gar nicht mehr unmittelbar als Darstellung realer psychologischer Prozesse, nur als Symbolik von Gedanken auf uns wirken. Aber der Inhalt dieser Symbolik hat wiederum etwas Befremdendes. Nicht nur die Nacht alter Sitte, die in Rhodope sich verkörpert und als blinder vernunftloser Instinkt sie beherrscht, auch das Recht solcher Sitte und solchen Handelns scheint es, hat der Dichter sinnbildlich uns haben veranschaulichen wollen. Rhodope ist in dem Drama Heldin und Siegerin, ein Glanz der Verklärung umgibt sie.

Die Aufführung bot nicht gerade Ueberraschungen, aber sie enttäuschte auch die Erwartung nicht. Fräulein Feldhammer die Darstellerin der Rhodope, hob sich nach einigem Schwanken in Laufe des Abends zu beträchtlicher Höhe. Herr Erich Biegel

Der in modernen Stücken Proben eines hervorragenden Könnens abgelegt, spielte den Kandaules korrekt, doch trotz mancher glücklichen Momente im ganzen etwas farblos. Eine gute, gleichmäßig durchgebildete Leistung bot Paefle in der Rolle des jugendlichen Ohges. Seine Sprache gab die Kraft und Schönheit der Hebbel-berse ungebrochen wieder. —

Volkstunde.

ok. Merkwürdige Osterbräuche in England. Von den mannigfachen Sitten und Gebräuchen, mit denen in früheren Zeiten das Volk in England seine Osterfeier beging, sind heute schon viele völlig ausgestorben; nur hier und da auf dem Lande haben sich einige erhalten. Manche darunter erscheinen uns recht merkwürdig, so ein Karfreitagsbrauch, der seit undenklichen Zeiten in der Nachbarschaft von Guildford geübt wird. Dort versammelt sich alles Volk, junge Burschen und Mädchen, Greise und Kinder, und zieht zum St. Marthas-Hügel (oder Märtyrer-Hügel) und dort, in einer der schönsten Gegenden in Surrey, im Angesicht einer alten Normannenkirche, die den grünen Gipfel des Hügels krönt, vergnügt man sich die Zeit über mit Musik und Tanz. Thiselton Dyer hat in einem hübschen Buche eine große Zahl von diesen Volksbräuchen in England gesammelt. In Yorkshire nahmen die jungen Männer in den Dörfern den jungen Mädchen am Ostermontag die Schnallen fort, und am Ostermontag nahmen die Mädchen den Burschen die Schuhe und Schnallen fort. Am Mittwoch löste man sie durch kleine Geldstrafen aus, und mit diesem Gelde wurde ein Vergnügen veranstaltet, das man „Tansey Cake“ nannte und das mit einem Tanz endete. In Ripon, wo dieser Brauch gleichfalls herrschte, wurde jeder Reisende, der durch die Stadt kam, angehalten; wenn es ein Reiter war, wurden ihm die Sporen fortgenommen, und nur durch Geld konnte er sie wieder erlangen. In Lancashire, Cheshire, Staffordshire und Warwickshire herrschte der Brauch des „Hebens“. Am Ostermontag „hoben“ Männer die Frauen, und am Ostersdienstag „hoben“ die Frauen die Männer. Zwei kräftige Männer oder Frauen verschränkten zu diesem Zweck die Hände, und die Person, die gehoben werden sollte, setzte sich dann darauf, wurde zwei- oder dreimal hochgehoben und oft mehrere Meter weit getragen. —

Medizinisches.

hr. Der Stoffwechsel im Hochgebirge. Das kalte Klima des Hochgebirges regt den Stoffwechsel mächtig an, es vermehrt die Muskelstätigkeit. Daher werden vor allem diejenigen Organe, welche die Produkte des Stoffwechsels auszuscheiden haben, zu erhöhter Tätigkeit angeregt. Es sind dies Haut und Lunge. Die Wärme- und Wasserabgabe aus diesen Organen wird gesteigert, die Kohlenstoffabgabe aus der Lunge wird vermehrt, damit die Atemzüge vertieft, die Atemmuskulatur gestärkt und die Blutbeschaffenheit verbessert. Als erwünschte Folge stellt sich Erhöhung des Appetits, Vermehrung der Blutbildung und Sträftigung aller Organe ein. Daher ist das Hochgebirge allen zu empfehlen, welche einen gesteigerten Stoffwechsel zum Ausgleich krankhafter Störungen notwendig haben, also Nekonvaleszenten aller Art, Blutarmen, Appetitlosen usw., ferner Leuten, die zu reichlich ernährt sind und zu wenig Bewegung haben. Das Hochgebirge ist vorzüglich geeignet, überschüssiges Fett zum Schmelzen zu bringen. Am geeignetsten hierfür sind Erhebungen von 1000 bis 1500 Meter. Der Gebrauch des Höhenklimas setzt jedoch eine gewisse Widerstandsfähigkeit und Leistungsfähigkeit des Körpers voraus. Allzu sehr Geschwächte und reizbare Menschen tun besser daran, das Hochgebirge zu meiden. —

Geologisches.

tt. Wie entstand der Starnberger See? Südwestlich von München zieht sich der Würm- oder Starnberger See vom Fuße der Alpen her in langer Rinne von Süden nach Norden hin. Man hatte ihn für ein altes Tal erklärt, das ein von den Alpen kommender Fluß als Bett benutzte und mit seinem Wasser ausgefüllt hatte. Später aber hatte Pent in dem Werke „Die Alpen im Eiszeitalter“ eine andere Meinung über die Entstehung des Würmsees geäußert. Demnach sollte sich dieser durch Gletschererosion gebildet haben. Während der letzten Vereisung der Alpen sollte sich hier in der Rinne des heutigen Sees ein Gletscher herabgezogen haben, der bei seinem Herabwandern vom Gebirge das langgestreckte Bett des Sees ausgehöhlt habe. Also durch den Druck des Gletscher-eises sei die Rinne in die Erde gegraben worden. Gegen diese Anschauung hat sich nun Me neuerdings in der „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde“ (1904, Heft 9) geäußert. Er hat für seine frühere Ansicht neue Argumente gesammelt, die er durch weitere Untersuchung des Sees gewonnen hat. Im Süden, wo das Dorf Seeshaupt am Fuße der Alpen liegt, besteht der Boden aus 1—2 Meter mächtigen Ablagerungen von Schottermassen, die meist geschichtet sind. Unter diesen sehr wenig gegen den See hin geneigten Schottermassen liegen gleichfalls geschichtete Schottermassen, die aber nach dem See ziemlich steil abfallen. Sie bestehen aus abwechselnden Lagen von feinerem Sand und grobem Kies. Diese geologischen Verhältnisse deuten darauf hin, daß die Ablagerungen aus stehendem Wasser entstanden sind. Denn nur dieses kann grobes Geröll in Schichten übereinander ablagern. Offenbar war diese Stelle das Delta eines vom Gebirge herabfließenden wasserreichen Flusses, der an seiner

Mündungsstelle in die tiefe Talrinne des heutigen Starnberger Sees den Kies und Sand abgelagerte. Die steilen Ablagerungen ziehen sich direkt bis auf den Grund des Sees hinab. Also muß dieser schon bestanden haben, als der Fluß sich hier bildete. Es war eben eine Talrinne vorhanden, die der Fluß mit seinem Wasser ausfüllte. Schon die lang gestreckte Form des Sees deutet auf ein altes Tal hin, das rechts und links von Moränenwällen begleitet wird. Solche Moränen befinden sich auch auf den Schotterablagerungen bei Seeshaupt. Danach läßt sich das Alter des Würmsees bestimmen. Er entstand noch vor der letzten Vereisung, also in der Interglacialzeit. Damals bildete der Fluß sein Delta und füllte das Tal seeartig mit Wasser an. Später dann wurde die ganze Gegend weit von einem Gletscher bedeckt, der seine Moränenmassen hier ablad. Der Würmsees ist also, ebenso wie der benachbarte Ammersee, ein altes Tal, das schon vor der letzten Vereisung existierte. —

Bergbau.

t. Kupfergewinnung in Japan. Das Kupfer ist einer der wichtigsten Gegenstände des japanischen Bergbaues und auch einer der bedeutendsten Rohstoffe für die japanische Metallindustrie. Die Erze, die das Metall gewöhnlich in der Gestalt von Kupferkies enthalten, werden in jährlich wachsenden Mengen gewonnen. Im Jahre 1900 hatte der Ertrag 25 000 Tonnen bereits überschritten, und heute nimmt Japan mit seiner Kupferproduktion den vierten Platz auf dem Weltmarkte ein, indem es in dieser Hinsicht nur von den Vereinigten Staaten, Spanien und Chile übertroffen wird. Die japanischen Kupferminen sind zahlreich und über das ganze Land verbreitet. Schon 1882 gab es 35 solcher, und errechnet die weiteren, wo außer Kupfer noch Silber, Gold oder Blei gewonnen wird. Der Ertrag des kleinsten Kupferbergwerks erreichte 40 000 M., der des größten, das im Norden der Insel Schikoku gelegen ist, die Summe von 20 Millionen Mark. Die Erze geben 9 Proz. reines Kupfer. In den letzten Jahrzehnten hat sich der Kupferbergbau vollkommen die europäischen Mittel und die neuesten Maschinen angeeignet. Das erwähnte größte Bergwerk beschäftigt 8000 Arbeiter und führt jährlich 4000 Tonnen Kupfer nach London aus. Die besten Ausflüchte für die Zukunft bieten die Minen von Akiho in der Nähe von Nisso im Norden der Hauptinsel, wo das Erz bis zu 19 Proz. Kupfer enthält und 6000 Tonnen jährlich liefert. Die Minen von Akiho und Beschi bringen ein Drittel des gesamten japanischen Kupfers. Der größte Teil davon wird im Lande selbst verbraucht, jedoch bewertet sich die Ausfuhr noch auf etwa 30 Millionen Mark. Auf die Landwirtschaft übt der Kupferbergbau übrigens einen ungünstigen Einfluß aus, indem die Reiskultur durch Ableitung der Wasserläufe unmöglich gemacht wird. —

Notizen.

- Zugelangen ist uns die erste Lieferung des Werkes „Das Leben der Pflanze“ von R. G. Francé. 48 Seiten. Mit vielen Abbildungen. Stuttgart. Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Französische Verlagsabteilung. Die erste Abteilung („Das Pflanzenleben Deutschlands“) umfaßt 26 Lieferungen à 1 M.
- An den österreichischen Universitäten haben im letzten Winter 1213 Frauen als ordentliche und außerordentliche Hörerinnen und als Hospitantinnen studiert.
- Als letzte Premiere dieser Spielzeit ist vom Kleinen Theater Bedekinds groteske Komödie „Der Liebestrant“ in Aussicht genommen.
- Die Theaterschule des Kleinen und Neuen Theaters wird am 1. September 1905 eröffnet. Aufnahmeprüfungen finden in der Zeit vom 25. bis 31. August statt.
- c. Frankreich besitzt 3782 Dramatiker, d. h., so viele sind Mitglieder der „Gesellschaft der dramatischen Autoren und Komponisten“. Freilich sind es nur 303 unter ihnen, die die von dem Verein erhobenen Lantienmen — im Jahre 1904 waren es 2 293 300 Fr. — untereinander teilen.
- Das von Gustave Charpentier in Paris ins Leben gerufene Mimi Pinson-Institut hat im ersten Geschäftsjahr ein Defizit von 24 100 Frank gehabt. Da die staatlichen und städtischen Behörden ihre Unterstützung verweigern, dürfte es wahrscheinlich geschlossen werden.
- Menzels großes Delgemälde „Marktplatz von Verona“ ist für die Dresdener Gemälde-Galerie angekauft worden.
- Nach einer alten Danziger Chronik kostete im Jahre 1408 auf dem Danziger Fischmarke ein Schod Rauchlachs 13 preussische Mark oder etwa 520 Mark nach unserer Währung. Der beste Döse kostete damals 1 Mark 9 Stot, höchstens 2 Mark. Zehn Lachs wurden also höher bezahlt als der teuerste Döse.
- Auf dem Verninapah wird ein Alpengarten errichtet, in dem die Alpen- und Gebirgsflora gepflegt werden soll.
- go. Das nördlichste Bergwerk der Erde dürfte die Grube Omalik sein, die im nördlichsten Teil von Nordamerika, Alaska, in der Nähe der Beringstraße, sich befindet; sie liegt 1600 Kilometer nordöstlich von Siska und liefert Bleiglanz, der pro Tonne 31 Gramm Silber enthält. Die Mine wird nur im kurzen nördischen Sommer benützt; kalifornische Bergleute werden zu Schiff im Spätsommer, Ende Mai, nach dort gebracht, schon Ende September kehren sie mit dem gewonnenen Erz in die Heimat zurück.